

verunzieren das Buch ebenso, wie die geflüsterte Verschweigung der christlich-socialen Gemeinheiten und die Beschönigung christlich-socialer Staats- und Gemeindepolitik (zum Beispiel Hymnus auf Dr. Luegers communale Gas-, Tramway- und Hinauswurfs-Politik, S. 149, vier Seiten lange Beweishränderung des Prinzen Liechtenstein, S. 81 bis 84). Dazwischen sind stellenweise beachtenswerte volkswirtschaftliche und politische Betrachtungen eingestreut, die aber zumeist wieder in langathmige Kannegießereien übergehen. Wertvoll sind die als Anhang beigefügten statistischen Tabellen über die Stärke der einzelnen Parteien im Reichsrath und in den Landtagen, über die Staats- und insbesondere — eine neue Arbeit — die Landesfinanzen seit Beginn der constitutionellen Aera. Das ganze Buch ist ein unharmonisches Conglomerat von Dingen, die nicht zu einander passen. Als Nachschlagswerk unzuverlässig und unübersichtlich, ist es als Parteischrift überflüssig, weil es nur das wiederholt, was wir ohnehin täglich in den antisemitischen Blättern zu lesen bekommen. Der Autor thäte deswegen unseres Erachtens gut, aus seinem Buch ein „Oesterreichisches Jahrbuch“ in dem eingangs angedeuteten Sinne zu machen, etwa nach dem durch ein Menschenalter wohlbewährten Muster des „Europäischen Geschichtskalenders“ von Schultheß, dessen hoher Wert gerade in der Beschränkung auf die objective Aneinanderreihung von trockenen Thatfachen beruht.

Dr. Theodor von Frimmel: Galeriestudien. Erster Band, zweite Lieferung. Bei G. H. Meyer, Leipzig 1898.

Ein geistvoller und liebenswürdiger Kunsthistoriker setzt mit der vorliegenden Lieferung die Publicationsreihe fort, in welcher er den Wiener Bildergalerien eine eingehende Betrachtung zuteil werden läßt. Die zweite Lieferung beschäftigt sich speciell mit der kaiserlichen Gemäldesammlung, deren erste Anfänge noch in der Rudolphinischen Kunstammer und der Sammlung des Erzherzogs Leopold Wilhelm zu suchen sind. Die wertvollen kunsthistorischen Anmerkungen, mit denen Frimmel den Erwerb der einzelnen Kunstschätze begleitet, fußen zum Theil auf den Vorarbeiten von D. v. Leitner, A. v. Berger, Ed. v. Engerth und andere, doch darf er — und deshalb ist seine übersichtliche Darstellung voll von Interesse für Fachmänner und Laien — manchen bedeutamen Fund unbedingt für sich in Anspruch nehmen. G. H.

## Revue der Revuen.

„Neue Deutsche Rundschau“ (März). Einen höchst interessanten Artikel liefert Lou Andreas-Salomé unter dem Titel: „Der Mensch als Weib“, worin viele neue Gesichtspunkte über das Verhältnis der Geschlechter gegeben werden, sowie über die Wege, die den Frauen in ihrem Streben nach höherer Entwicklung dadurch gewiesen werden. — Franz Servaes schildert das Künstlerheim Hans Thoma's des den Wienern gerade jetzt durch die Ausstellung bei Mithke nahegerückten Künstlers. Anheimelnd und altväterlich wirkt dieses Atelier, trotzdem es in dem modernen, mondänen Frankfurt a. M. steht. Das kommt von der treuerzigen, kindlich-naiven Art des Meisters, der dort schafft. Freilich bleibt er technisch weit hinter den Modernen aller Länder zurück, aber dennoch wirken seine Bilder unfehlbar und nachhaltig, denn er ist eine Persönlichkeit und vor allem eine Rassenoffenbarung: der Inbegriff deutschen Wesens, wie etwa D. v. Willenroth in seiner Bodenwüchsigkeit, nur wieder als Schwarzwälder ganz anders als der holsteinische Dichter. Ganz verwachsen mit seiner engeren Heimat, stellt er am liebsten ihre Landschaft und die ihr entsprungene Menschen dar, die er rastlos, in ihrer ganzen erdgeborenen Kraft hinzustellen versteht. In seinem starken Heimatgefühl liegt das Geheimnis seiner Wucht und des Fluidums vollen, frohen, menschlichen Lebens, das seinen Bildern entströmt.

In „National Review“ schreibt John Morrow über die nach seiner Ansicht viel zu wenig beachtete Gefahr der revolutionären Bewegung in Irland. Die Centenarfeier der Erhebung vom Jahre 1798 habe den revolutionären Geist aufs neue erweckt. Der alte, als politischer Verbrecher bestrafte Fenier John D. Leary stand an der Spitze des Festcomités, der Beginn des Jahres 1898 wurde in Dublin feierlich begangen und in seinem Verlaufe haben sich zahlreiche Clubs zur Förderung der nationalen Sache im ganzen Lande gebildet. Aber bedrohlicher als alle chauvinistischen politischen Vereine scheint dem Verfasser eine Liga mit dem praktischen Zwecke, „dem Volke das Land“ zu erobern. Sie versucht die Feldarbeiter zu ködern durch die Verheißung, daß man das Weideland unter ihnen vertheilen werde, und in öffentlichen Versammlungen wurde wiederholt die Forderung aufgestellt, der Staat sollte das Weideland von den großen Viehzüchtern erwerben und unter die kleinen Pächter vertheilen. Nach Morrow's Schätzung macht das Weideland ungefähr die Hälfte des irländischen Areal's aus. Es bildet die Grundbedingung der großen irländischen Viehzucht, die durch ihren Export eine Quelle ungeheurer Einnahmen für England bildet. Diesem Viehhandel würde die Auftheilung des Weidelandes ein Ende machen, da kleine Züchter niemals imstande wären, die Transportkosten aufzubringen. Schon haben, eingeschüchtert von den energischen Agitationen der Liga, verschiedene Viehzüchter ihre Bereitwilligkeit erklärt, ihr Weideland den kleinen Pächtern zu überlassen. An der Regierung wäre es, dieser bedrohlichen Bewegung, die sich unter realpolitischen Vorpiegelungen einen Anhang für ihre nationalen Bestrebungen zu sichern weiß, energisch entgegenzutreten, indem sie sie als ungesetzliche Verschwörung kennzeichnet und verfolgt.

## Leander.

Novelle von Hermann Vahr.

Der Stationschef wurde ungeduldig. „Bedaure sehr — aber ich kann Ihnen eben nicht helfen,“ sagte er, noch höflich, doch nervös, und sah nach der Uhr.

Doch Herr von Handl gab nicht nach. In seiner nonchalanten, ein bißchen gezierten, hochmüthigen Weise sagte er: „Aber das gibts ja nicht. Irgend ein Zug muß doch gehen.“

Der Stationschef zuckte die Achseln, rief einem Arbeiter etwas zu und sagte dann noch einmal zu Herrn von Handl, der immer noch unschlüssig da stand: „Haben Sie denn die Zeitungen nicht gelesen?“

Herr von Handl verzog den hübschen Mund: „Ah, was die Zeitungen schreiben!“

„Pardon,“ sagte der Chef mit Nachdruck, „ich bitte sehr: Es sind unsere amtlichen Mittheilungen, die die Zeitungen bringen.“

Er schien förmlich zu wachsen in dem Gefühl, einer Staatsbahn zu dienen.

„Amtlich,“ sagte Herr von Handl geringschätzend, „das kennt man, dann ist es schon ganz gewiß nicht wahr —“

Der Chef ärgerte sich. Er hätte ihn gern zurechtgewiesen, aber Herr von Handl war doch zu gut gekleidet. Man muß vorsichtig sein, man kann ja nie wissen. So sagte er bloß: „Sie entschuldigen jetzt — der Dienst!“ Und er legte, kurz grüßend, die Hand an die Mütze, gieng und ließ Herrn von Handl stehn.

Herr von Handl war wüthend. Das war ihm noch nicht vorgekommen! So eine Wirtschafft! Wenn es einmal zwei Tage regnet, kann man nicht mehr einmal nach Ischl fahren — das ist das berühmte System der Verstaatlichung!

Er gieng vom Perron wieder in die Halle, sah nach dem Träger, der sein Rad hielt, und rief ihm zu: „Warten's noch ein bißel!“ Er mußte nun wirklich nicht mehr, was er thun sollte. Er stand eine Weile und sah dem Trubel in der Halle zu. Immer neue Leute kamen, schrien, drängten sich um die Beamten, gestikulierten und lärmten, überall lagen Koffer, Kisten und Körbe. Die Beamten betheuerten, daß es unmöglich sei; niemand wollte es glauben. Und immer neue Menschen kamen, niemand gieng.

Er wollte sich überzeugen, wie denn die Sache eigentlich war, und kaufte sich ein Morgenblatt. Schrecklich! Drei Seiten nichts als Hochwasser! Ueberschwemmungen in Böhmen, Ueberschwemmungen im Salzkammergut, Ueberschwemmungen in Niederösterreich! Eisenbahnunglück bei Amstetten, Eisenbahnunglück bei Seekirchen, Eisenbahnunglück bei Böslau! Brücken eingestürzt, Dämme gebrochen, überall der Verkehr eingestellt! Es war schrecklich.

Wie sie sich ängstigen würde! Er las die Ischler Telegramme nach: Die Verbindung mit Salzburg unterbrochen, die Verbindung mit Gmunden unterbrochen, Gefahr für die Brücke, die Esplanade unter Wasser, in Gries muß alles delogiert werden! Die arme kleine Frau! Wie sie sich ängstigen würde! Und sie war so ungeschickt und verzagte so leicht! Nun hatte er sie zum ersten Mal eine Woche allein gelassen, zum ersten Mal, seit sie verheiratet waren — und gerade da mußte das geschehen! Es war zu dumm. Sie fürchtete sich so leicht und hatte immer Angst. Es konnte ihr ja nichts geschehen: sie wohnte in der Post, da war man vor dem Wasser sicher. Aber sie würde sich zu Tode ängstigen.

Vor allem wollte er ihr telegraphieren. Er schrieb ein paar Zeilen, die sie beruhigen sollten, behandelte die Sache komisch und versicherte ihr, daß er gewiß in ein paar Tagen, auf irgend welchen Umwegen, wieder bei ihr sein werde. Bis dahin sollte sie sich gedulden, sich nicht fürchten, sondern sich, in Galoschen und mit dem Regenschirm, alles schön ansehen, um es ihm später genau zu erzählen.

So! Er nahm das Formular und gab es dem Beamten. Der Beamte sah die Adresse an und sagte geschäftlich: „Ischl? Kann nicht expediert werden.“

„Aber man wird doch noch telegraphieren können,“ schrieb Herr von Handl.

„Nach Ischl nicht, bedaure sehr. Die Verbindung ist unterbrochen. Vielleicht morgen.“ Und er schob das Fenster zu.

Herr von Handl stand wieder da. Es wurde immer schöner! „Jetzt möchte ich aber doch sehen,“ schrieb er den Portier an. Der Portier lächelte freundlich. Herr von Handl schwieg. Er wußte offenbar selbst nicht, was er sehen wollte. „Gut österreichisch,“ murmelte er grimmig vor sich hin.

Instinctiv gieng er jetzt wieder an die Cassa. Dort hatte es angefangen. Er war zu dem Zug um 3 Uhr auf die Bahn gekommen und hatte ein Billet nach Ischl haben wollen. Als er von den Störungen hörte, war er zum Stationschef gegangen, in dem österreichischen Gefühl, daß alles geht, wenn man mit dem Stationschef redet. Aber dieser Stationschef war ein rechter Flegel. Nun wollte er noch einmal mit dem Cassier reden. Der Cassier, ein freundlicher, dicker Herr, mit dem Habitus eines Trinkers, erkannte ihn und triumphierte: „No alsdann! Was hab' ich g'sagt? Hat Ihnen der Stationschef —?“

„Der Stationschef ist ein Esel,“ sagte Herr von Handl. Der Cassier freute sich. „No ja! Da laßt man die jungen Leute einen Haufen Prüfungen machen — und am End? Was haben's davon? Außer, daß sie arrogant werden! No ja!“ Er zwinkerte mit den listigen kleinen Augen unter der Brille hervor, drückte diese mit zwei Fingern nieder und lachte. „No, was werden Sie denn also machen?“